

Schwäbische Dichter und der Wein*

von Werner Volke †

Im gedruckten Jahresprogramm des Historischen Vereins sind für heute Betrachtungen zum Thema »Der Wein und die schwäbischen Dichter« angekündigt. Darüber einen abendlichen Vortrag halten zu wollen, wäre jedoch geradezu vermessend. Das führte uns von Sebastian Sailer – an die Minnesänger dabei gar nicht denkend – bis zu Thaddäus Troll, der fürs Schreiben seines Buches »Deutschland deine Schwaben« für jede geschriebene Seite ein Viertel »Kraftstoff« in Form von Trollinger, Lemberger, Spätburgunder, Riesling oder Müller-Thurgauer brauchte oder verbrauchte; das wären fürs ganze Buch, wenn's stimmt, etwa 70 Liter. Also: Weise Beschränkung unter dem variierten Titel »Schwäbische Dichter und der Wein«. Das bietet Rückzugsmöglichkeiten, zum Beispiel eben nicht: Die schwäbischen Dichter.

Selbst in der Einschränkung ist das Thema noch unerschöpflich: Wein als Faktor der Geselligkeit – der Weinlieder sind Legion in den alten Almanachen bis zu den Kommersbüchern, denn Wein als Reimwort ist immer noch bequemer als Bier; Wein als Seelentröster, Berauscher, als Wonnen des Leibes und des Geistes Spendender; der Wein als religiöser Topos – nicht nur als oft genug unverbindlich zur Verfügung stehendes Topos-Bild, sondern als essentieller Teil der religio mit allen seinen Wundern. Und wenn ein alter deutscher Spruch sagt, der Wein sei der Poeten Heiliger Geist, so ist das keinesfalls nur als Vergleich zu lesen und zu verstehen. Also wahrhaftig ein weites Feld, ein zu weites. So bleibe ich für heute, vieles Reizvolle auslassend, in der klassischen Periode auch der schwäbischen Dichtung.

I.

In einem Brief vom Dezember 1785, in dem ein kranker Mann klagt, dass ihm nichts behage, weder Essen, Trinken, Tabakrauchen, Gesellschaft usw., fand ich die Zeilen: »Ich trinke izt Wein mit Wasser vermischt, und mit vieler Müh hab ich beim hiesigen Herrn Stabskeller eine Zitrone aufgetrieben, die ich aber wieder heimgeben muß. Bitte Dich also, mir zwei oder drei Zitronen zu schicken.«

Zwei Jahrzehnte zuvor tat dieser Mann in Geislingen als ein mit seinem Beruf durchaus unzufriedener Lehrer seinen Dienst. Der phantasiereiche, wortmächtige Mann hatte ein Faible: Er liebte es, seinen Schülern Diktate zu geben, deren Texte, wenn auch erfunden, so derb realistisch waren, dass man sie als ein Spiegelbild des Verfassers und seiner Geislinger Schulexistenz ansehen konnte – und auch heute noch kann. In einem dieser Diktate versuchte er, den Buben an grob-satyrischen

* Leicht überarbeitete Fassung des am 10. Dezember 1992 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags. Das Vortragsmanuskript wurde nach dem Tode von Dr. Werner Volke freundlicherweise von Frau Lore Volke zur Verfügung gestellt.

Beispielen die Schwierigkeiten der Berufswahl, vor allem auch den Irrtum aufzuzeigen, der Sohn müsse »gemeinlich werden, was der Vater ist«. Da heißt es an einer Stelle: »Ha, denkt Franz Langohr, mein Vater ist ein Müller. Er kann Wein in Halbmaßgläsern trinken und etliche rohe Metzgerwürste auf einen Sitz die Gurgel hinunter spazieren lassen. Das muß doch ein Mann sein; hopsa, ich werd' auch ein Müller. Dann schrei ich immer Wein und Wein, Wein ist der Sorgenstillter, der Wein muß nur erschaffen sein, für Wirte und für Müller.«

Der Schulmeister hat in der wenigen freien Zeit, die ihm blieb, auch gedichtet. In manchen der Verse hat er das Wunschbild einer bürgerlichen Idylle gemalt, so in dem Gedicht »Der Bauer im Winter«. Eine Strophe daraus:

Und bricht die Abendzeit herein,
So trink ich halt mein Schöpple Wein.
Da liest der Herr Schulmeister mir
Was Neues aus der Zeitung für.

Oder, als der glückliche Ehemann das Loblied auf seine Frau singt:

Sie sorgt für mein gesundes Mahl
Und reicht mir, will ich trinken,
Mit Lächeln selber den Pokal,
Drin goldne Tropfen blinken.

Jener Schulmeister, Poet und auch in der Ehe keineswegs glückliche Mann war Christian Friedrich Daniel Schubart. Über ihn brauche ich Ihnen an Biographischem nichts zu sagen. Denken Sie nur daran, dass er vom Herbst 1769 bis 1773 Organist und Musikdirektor in der Residenzstadt Ludwigsburg war. Und denken Sie an den nahen Hohenasperg, wo Schubart für mehr als zehn Jahre wider jedes Recht inhaftiert war. Diese Gefangenschaft war für den freiheitssüchtigen Dichter zunächst ein Martyrium, auch in Hinsicht auf seine Ess- und Trinkgewohnheiten. Auf seinen geliebten Wein musste er im ersten Jahr wohl fast ganz verzichten. Mit »allerlei Ränken«, wie in Notizen des Ludwigsburger Dekans Zilling nachzulesen ist, versuchte Schubart angeblich, zu seinem geistigen Getränk zu kommen. So soll er zum Beispiel »eine Obstruktion [Stuhlverstopfung] fälschlich vorgegeben« haben, »um einen Kräuterwein trinken zu dürfen, eigentlich aber nur, um mehr Wein zu bekommen«. Das war 1778. Ein gutes Jahr später meldete Schubarts Frau dem Freund Martin Miller nach Ulm, der Herzog habe zur Hafterleichterung unter anderem auch verfügt, dass Schubart zu allen Mahlzeiten statt des bisher zugestandenen »halben Schoppens Wein« einen vollen erhalten solle. Diese Freiheiten sind in den folgenden Jahren immer mehr ausgedehnt worden, so dass 1782 der inzwischen als Offizier auf den Hohenasperg kommandierte einstige Carlschüler Lindquist einem Freund über Schubart schreiben konnte oder musste: »Der Kerl sauft wie der Schlauch der Danaiden.«

Seine Trinkfreude muss nach draußen bis in die Familie gedrungen sein. Denn wie sonst hätte Schubart sich seiner Mutter gegenüber von einigen ihrer Vorwürfe loszumachen versucht, deren erster wohl das viele Trinken war. »Erstens«, so schreibt er ihr 1783, »gibt man mir nicht so viel, daß ich mich betrinken kann; dazwischen trinkt er, darf man's glauben, »Wein mit Wasser vermischt«.

Solche Vorwürfe von außen beförderten Schubarts Hang zur Selbstanklage. Von einem Extrem stürzte er ins andere. Es mag in diesen Jahren gewesen sein, dass er

seine »Palinodie an Bacchus« dichtete, ein Schmäh- und Zorngedicht auf den Weingott. Ganz im Gegensatz zum späteren Hölderlin hat sich für Schubart der, der einst mit seinen Tigern vor dem Wagen Indien durchzog, mit seinen Siegen zu einem Gotte des Olympos hinaufgelogen. Mit dem Gift »weingefüllter Römerschädel« habe er die einst erzenen Knochen der Teutonen »in Brei verkocht«, das Volk zum Siechling gemacht, das einst die Legionen des Varus geschlagen hatte. Anklagend heißt es dann weiter:

Wer machte Menschen reißender als Tiger,
Die deinen Wagen ziehn?
Wer lehrt das trunkene Geschlechte,
Den Dolch des Aufruhrs in der Rechte,
Von Höllenmordlust glühn?

Wer lockt zum Lärm bei ekeln Saufgelagen,
Als, Schreier Bacchus, du?
Dir brüllen deine Taumelscharen
Mit borstigen und wildzersausten Haaren
Ihr Evoe bacchantisch zu.

So geht es noch zehn Strophen weiter, ehe Schubart mit dieser schließt:

Ha, Bacchus! Hab' ich jemals auch getaumelt
Um deinen Wagen, höre mich!
Dir sei es hier vor meiner Brüder Ohren
Im feierlichen Schwur geschworen!
Hör's Taumelgott, ich hasse dich!

Das Gedicht mag man als die versteckte Selbstanklage eines Mannes lesen, der schon als Erlanger Student »Gedichte bacchantischen Inhalts« geschrieben, dort in Bierexzessen gelebt hatte, der später kaum ohne den Ruf »Die Krüge mit Wein her!« auskommen konnte, der in einem »Schlittenlied« den Wein als wärmenden Helfer begrüßte:

Schon sprudelt die Flasche
Vom rheinischen Most;
Trinkt, fröhliche Brüder,
Wein, Mädchen und Lieder
Verjagen den Frost.

So ernst, wie es die letzte Strophe seiner »Palinodie an Bacchus« vermuten läßt, ist es Schubart mit dem Hass auf den Weingott letztlich aber doch nicht gewesen. Plagten ihn nicht gerade Katarrh, Husten, Augenschmerzen oder andere Gebrechen, die ihm auch Essen und Trinken verleiden konnten, so blieb er gern beim Saft der Reben, so dass die Frau den Gefangenen noch kurz vor seiner Entlassung mahnen musste: »Du bist eben zu gut. Ein jeder, der dich nur freundlich grüßt, muß gleich eine Bouteille Wein auf dein Conto trinken. Diese Sachen erschweren unsre Ausgaben, die wir nicht aushalten können.« Schubart trank dann natürlich mit, und er tat es auch ohne Gäste und Komplimente-Macher. Kaum dass die Frau den Zeigefinger erhoben hatte, liest man als Schlusssatz im Brief an einen Berliner Verleger: »Und nun trink ich flugs eine Flasche Wein.«

Genuss und Lob besiegen immer wieder Hass und Abscheu. Das kann man schon rein optisch an der Anordnung ablesen, die Schubart seinen Gedichten für den Druck gegeben hat. Unmittelbar auf die »Palinodie« folgt in der Ausgabe von 1786 eines der besten Gedichte, die Schubart in der Gefangenschaft geschrieben hat: »Die Aussicht«. Die Aussicht vom Hohenasperg, dem »Tränenberg«, dem »Jammer- und Sündenberg« besingt der Dichter. Schön sei der Blick in Gottes Natur, auf die Straßen und Orte mit dem Gewimmel von Menschen. Ehe dann die Stimmung umschlägt, Schubart sich als den Gefangenen sieht und Todesgedanken in ihm aufkommen, steht genau in der Gedichtmitte diese Strophe:

Und der Neckar blau vorüberziehend,
In dem Gold der Abendsonne glühend,
Ist dem Späher Himmelslust;
Und den Wein, des siechen Wandrers Leben,
Wachsen sehn an mütterlichen Reben,
Ist Entzücken für des Dichters Brust.

Noch in dem 1787 den nach Südafrika ausziehenden, vom Herzog an die Ostindische Kompanie verkauften württembergischen Soldaten zgedachten berühmten »Kaplied« – »Auf! Auf! Ihr Brüder und seid stark . . .« – wird der Wein zum endlichen Trost, wenn es in der Schlussstrophe heißt:

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an Euch,
Und Tränen fließen drein.

Und wie steht es mit den Jahren nach der Entlassung vom Hohenasperg? Aus Schubarts Briefen erfährt man wenig über seinen Lebenswandel in Stuttgart. Dass er weiter den Wein hoch schätzt, kann man aus der Tatsache schließen, dass er dem Sohn Ludwig gelegentlich ein Fass Neckarwein zukommen lässt. Wie sehr er selbst dem Rebensaft zusprach, verrät vielleicht ein Brief an den Sohn vom Februar 1791, acht Monate vor dem Tod des Dichters, in dem er kurz und bündig seine körperliche Konstitution so beschreibt: »Da findest du deinen Vater mit einem Vollmondsgesichte und zuweilen Kretenserbauche.« Was den Kretenserbauch angeht, so bezieht sich der bibelfeste Schubart auf eine Stelle im Brief des Apostels Paulus an Titus, in der es heißt, die Kreter seien Lügner, böse Tiere und faule Bäuche. Dies wiederum gibt Sinn, wenn man aus einem Brief von Schubarts Frau an den Sohn erfährt: »Dein Vater ist jetzt so untätig, daß es ihm oft schwer fällt, nur seinen Namen zu unterzeichnen. Er beantwortet oft die wichtigsten Briefe nicht. Entweder ist er hypochondrisch und bildet sich ein, er wäre krank; oder will er den großen Mann machen und Vergnügungen haben, die Geld fressend sind, oft dazu mit Leuten, die ihm nicht anstehen. Kommt bisweilen ein Bube, der gut Gläser ausleeren kann, so ist der sein Mann.«

Ob Helene Schubart da wohl wieder einmal verärgert an die Zechgelage im Stuttgarter »Adler« gedacht hat? Sie sind legendär geworden durch zwei Veröffentlichungen, von denen die erste schon 1792, ein Jahr nach Schubarts Tod, erschien: »Baur, der Schieferdecker. Nicht Falstaff, nicht Eulenspiegel: Sondern ganz Er!!« Der Verfasser war Eberhard Friedrich Hübner, 1763 geboren und schon

1799 gestorben. Als er seine Schrift herausbrachte – anonym übrigens – war er Lehrer für Griechisch und Latein an der Hohen Carlsschule. Hübner gehörte mit dem jungen Haug, dem Epigrammatiker, und mit Gotthold Friedrich Stäudlin zum engeren Kreis der immer weinseligen »Adler«-Runde um den Schieferdeckermeister Baur und Schubart. Zu dieser Runde mögen vielleicht auch einmal Hölderlin und dessen Freunde aus der frühen Stiftszeit, Rudolf Magenu und Christian Ludwig Neuffer, gestoßen sein. Diese Vermutung drängt sich auf, wenn man in einer Scherz-Epistel Magenaus an Neuffer und Hölderlin, im Juli 1791 beim Ausscheiden aus dem Tübinger Stift geschrieben, liest: »Wie in Heidelbergs Faß, das unbefüllbare Machwerk menschlicher Kunst, oder wie in des schiefergebenden Bauers mächtigem Abgrund der Wein in rauschenden Strömen hinabrann, rauschte beim herzerhebenden Klang der cristallinen Pokale edler Inhalt hinab in die Bäuche der fröhlichen Zecher.«

1845 brachte ein Anonymus – sein Name ist bis heute nicht ermittelt – das Manuskript seines Vaters an die Öffentlichkeit, dem der Titel gegeben war: »Baur und Schubart oder Schieferdecker und Poet. Zwei schwäbische Volks-Originale.«

Leopold Baur war Schieferdeckermeister in herzoglichen Diensten gewesen; ein Jungeselle von außergewöhnlichem Körpervolumen. »Wie ein Fleischberg war er anzusehen«, heißt es in der eben erwähnten Schrift, »sein Domherrnkopf ruht auf einer Körperlast von mehr als dritthalb Zentnern. Seine Wangen sind gefurcht, doch nicht vom Zahne der Zeit, sondern von dem Geleise des Wagens, womit der Weingott darüber gefahren. Dann in fürchterlicher Rundung erhebt sich der Bauch, dem Heidelberger Faß vergleichbar, diese kolossale Stube des Gottes der Reben.«

Unzählige Reime sind auf dieses, Schubart und auch die jungen Dichter immer achtende und auch unterstützende Stuttgarter Original gemacht worden. Stäudlin, der dichterische Kontrahent Schillers im Jahre 1782, der Herausgeber des »Schwäbischen Musenalmanachs« und damaliger Advokat in Stuttgart, besang Baur zu dessen Geburtstag mit diesen Versen:

Zum Glück der Welt hat die Natur das Leben
Dem braven Baur heut' gegeben.
Denn was sein Bauch, wo stets Geist im Weine schwimmt,
Der Mutter Erd' in vollen Zügen nimmt,
Das gibt er, jubelt ihm, ihr Brüder,
Durch Wohltun zehnfach der Erde Kindern wieder.

Die Freunde überboten sich im Reimen. Wenn der Nestor in der Dichterrunde, Schubart, dichtete:

Wenn Baur ein Walfisch wäre,
Und alle Meere Wein,
So trockneten die Meere
Von seinen Schlucken ein,

so ersann der zwanzig Jahre jüngere Stäudlin diese Grabschrift: »Hier liegt entseelt und totenblaß, das zweite Heidelberger Faß«.

Schubart starb am 10. Oktober 1791. Gotthold Stäudlin schrieb ihm in der »Chronik« den Nachruf. Darin heißt es: »Nie habe ich einen Gelehrten mit diesem hinreißenden Feuer gesehen. . . . Freilich waren seine Fehler wie seine Tugen-

den außerordentlich. Allein, würden wir nicht ungerecht sein, wenn wir den Grund seiner Verirrungen irgendwo anders als in seinem allgewaltigen Feuer, in der großen Reizbarkeit seines Temperaments suchen wollten!« Wir wollen es mit Stüdlin halten, der später ähnlicher Schonung bedurfte.

II.

Einer solchen Schonung bedarf Friedrich Schiller, der Schubart 1782 noch vor seiner Flucht aus Stuttgart auf dem Hohenasperg besucht hatte, nicht. Über »Schiller und der Wein« ist schon manches geschrieben worden; aber an ihm kommen wir beim heutigen Thema nicht vorbei.

Im Juli 1795 hatte Schiller begonnen, einen Kalender zu führen, in den er die ein- und ausgegangene Post eintrug, in dem er aber auch notierte, wann er an seinen Dichtungen arbeitete und wann er sie abgeschlossen hatte, wann die Stücke erstmals aufgeführt, wann sie zum Druck gebracht wurden, welche Honorare er erhalten und welche Einnahmen und Ausgaben er hatte. In dem sich allmählich zu einer Art Haushaltsbuch auswachsenden Kalender und seinen Beilagen sind auch die empfangenen Mengen von geistigen Getränken, vor allem von Wein, und die dafür ausgegebenen Summen vermerkt.

Ein Blick in den Kalender lässt die wachsende finanzielle Unabhängigkeit des Dichters erkennen, die ihm in den letzten Lebensjahren einen bescheidenen Wohlstand gewährte, der wiederum ihm 1802 – freilich mit Unterstützung von Freunden – den Kauf eines Hauses an der Esplanade in Weimar erlaubte. Aber auch an den Einträgen über die Vorräte an Wein, über die dafür notwendigen Ausgaben kann man die zunehmende Wohlhabenheit und wirtschaftliche Sicherheit ablesen.

Im April 1796 wird ein erster, einen Weinkauf betreffender Brief als ausgegangen notiert: »Zapf, Wein«. Zapf war Weinhändler in Jena, wo Schiller damals lebte. Von ihm bezog der Dichter in den folgenden Jahren bis kurz vor seinem Tod vornehmlich Tischwein; noch am 19. März 1805 bekam er von ihm einen Eimer (knapp 70 Liter) Würzburger Wein, der ihn 20 Reichstaler kostete. Im November 1800 stößt man im Kalender auf den Weinhändler Fröhlich in Erfurt; die Firma hieß Lange und Compagnie. Von dort bezog Schiller bessere Weine, zum Beispiel Stein- und Leistenwein – Weine aus Würzburger Lagen also –, dann die schwereren: Roussillon, Frontignac und Malaga, aber auch Ruster und Ödenburger Weine. Seit Oktober 1801 taucht ein Weinhändler Hoffmann aus Mehlis im Thüringischen auf, der Schiller, ähnlich wie Zapf, mit Fasswein belieferte. Schließlich wurden von 1804 ab die Gebrüder Ramann aus Erfurt – berühmte Versorger der Größen des Weimarer Musenhofes, Wieland und Goethe waren langjährige Kunden – auch Zulieferer Schillers. An sie ging am 1. Juli 1804 der folgende Brief:

»Anbei übersende ich Ihnen den Betrag der zwei letztern Weinlieferungen, bestehend in 44 Reichstalern 12 Groschen, und ersuche Sie, mir mit dem Fuhrmann, welcher Ihnen die Fäßchen abliefern wird, noch 1 Eimer von dem Bourgogne hieher zu übermachen. Ferner bitte ich Sie, mir einen halben Eimer von dem nehmlichen Bourgogne unmittelbar nach Jena zu übersenden, wo ich mich vom 15. dieses Monats an eine Zeitlang aufzuhalten gedenke. . . . Der Wein ist recht gut und wird sich, auf Bouteille gezogen, wie ich hoffe, noch besser machen.«

Schiller hatte im April und Juni von Ramann vor allem Bouteillen-Wein, darunter Muskatwein und Ödenburger erhalten; aber auch zwei Fässchen werden im Kalender notiert. Die sechs Flaschen Muskat kosteten Schiller drei Reichstaler und acht Groschen, die acht Ödenburger sieben Reichstaler. Die beiden Fässchen schlugen mit 37 Talern und 12 Groschen zu Buche.

Doch zurück zu dem eben zitierten Brief. Er war 1846 erstmals in der Zeitschrift »Neueste Weltkunde« an die Öffentlichkeit gekommen. Das Original ist seitdem verschollen. Doch just in jenen Jahren trieb ein Fälscher von Schiller-Handschriften, der Geometer Victor von Gerstenbergk, in Weimar sein Unwesen. Mitte der fünfziger Jahre flog die »Fabrik zu Weimar« auf und es kam zu einem berühmten Prozess. Auf Gerstenbergks Konto wird auch der vermeintliche Brief Schillers an Ramann gehen, der 1900 in der von der Firma Gebrüder Ramann in Erfurt herausgegebenen »Kleinen Erinnerung aus klassischer Zeit« als Faksimile nachgedruckt worden ist. Der Brief trägt das gleiche Datum wie der von mir zitierte Brief, aus dem Gerstenbergk dreist eine Passage gestohlen hat. Gerstenbergk fälschte: »Euer Hochedelgeborenen ersuche ich, mir noch einen halben Eimer Burgunder in derselben Güte zu übersenden. Dero ergebenster Schiller.«

Wer sich nur halbwegs in Schillers Handschrift auskennt, muss beim Blick auf das Faksimile sofort stutzig werden: Das ist niemals Schiller! Vergessen wir also für die Zukunft den gefälschten Brief und halten uns an den zunächst zitierten, der exakt mit Schillers Eintragung im Kalender korrespondiert. Dort ist nämlich die Zahlung der 44 Reichstaler und 12 Groschen ebenso festgehalten wie die Begleichung der Weinschulden bei Lange und bei Zapf.

Schließlich muss bei den Weinlieferanten noch an Heinrich Joel erinnert werden, der nach dem Kalender im April 1802 zwölf halbe Flaschen Falerner und 18 halbe Flaschen »Port à Port« aus Bremen für insgesamt elf Reichstaler lieferte.

Schiller bekam natürlich immer wieder auch Weine zum Geschenk. So steht unter dem 1. März 1796 im Kalender: »12 Bouteillen Rheinwein vom Coadjutor«. Gemeint ist Karl Theodor von Dalberg, Koadjutor des Mainzer Erzbischofs Friedrich Karl von Erthal und kurmainzischer Statthalter in der Exklave Erfurt. Dieses Geschenk gedachte Schiller mit einem Xenion, in dem er mit Ring und Stab auf die Attribute eines Bischofs anspielt, als Sinnbilder der geistigen Ehe der Kirche und des Hirtenamtes und der Regierungsgewalt; beide zierten Dalbergs Wappen auf dem Siegel und vielleicht auch auf dem Flaschenetikett:

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränkt, der heißt wahrlich ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Auch von seinem Verleger Cotta kamen gelegentlich Weinpräsente, aber wohl kaum Württemberger Wein. Einmal ist im Kalender »Wein aus Stuttgart« eingetragen. Aber auch hier bleibt fraglich, ob es Wein aus dem »Ländle« war. Das heißt aber nicht, dass Schiller den Württemberger nicht gemocht hätte. Nicht nur der Weingenuss während der Stuttgarter Jahre widerlegt eine solche Vermutung. Es gibt einen Brief an Körner vom 27. August 1793, also bald nach der Ankunft im Schwäbischen, in dem bekundet ist, wie sehr Schiller der heimatische Wein wieder gemundet hat. Er schreibt darin dem Freund aus Heilbronn nach Dresden: »Der Neckarwein schmeckt mir desto besser, und das ist etwas, was ich dir auch gönnen

möchte. So enorm teuer dieses Jahr alles und besonders der Wein ist, so trinke ich doch für dasselbe Geld noch einmal so viel Wein als in Thüringen, und zwar vortrefflich.«

Am 30. Juni 1804 stellte Schiller seinen Weinvorrat zusammen, nachdem er sich bereits drei Tage zuvor eine Liste angelegt hatte. Demnach befanden sich damals folgende Weine in Schillers Keller: 61 Flaschen Malaga, 35 Flaschen Bourgogne, 22 Flaschen Champagne, zehn Flaschen weißer Portwein, vier Flaschen Muskatwein, zwei Flaschen Leistenwein, 17 Flaschen Ruster, sechs Flaschen Ödenburger, 34 Flaschen Frankenwein und vier halbe Flaschen Falerner. Das sind an die 200 Flaschen. Dazu hatte Schiller seit dem 15. Dezember 1803 vier Eimer Wein (etwa 270 Liter) bezogen, zu denen im Laufe des zweiten Halbjahres noch dreieinhalb Eimer (etwa 235 Liter) hinzukamen. Insgesamt also rund 500 Liter Fasswein. Vielleicht wurde der hier mit eingerechnete Eimer Malaga auf Flaschen gefüllt; er wäre dann mit 61 Flaschen in die Vorratsliste eingegangen. Wie dem auch sei: In jedem Fall war es ein beträchtlicher Jahresbestand, der gut zu verstehen ist, wenn man weiß, dass die häufigen Gäste stets großzügig bewirtet wurden.

Schiller selbst war nach den überlieferten Nachrichten ein mäßiger Trinker. Dass er in seinen frühen Jahren starke Weine und ebenfalls starken Kaffee zur »Restauration und zu seiner Aufmunterung bei halbnächtlichen Arbeiten« genoss, berichten verschiedentlich Bekannte und Freunde, die zugleich aber auch die von »Anekdotenjägern« verbreiteten Nachrichten, Schiller habe über das Maß hinaus getrunken, in den Bereich der Fabel verweisen. Eine solche Anekdote eines Studienkameraden von der Stuttgarter Carlsschule stand in einem Band der Fortsetzungsreihe »Zeitgenossen«. Dort heißt es: »An diese Gewohnheit, die Nacht zum Tage zu machen, schloß sich wohl die zweite üblere, die über- und abgespannten Lebensgeister durch Weingenuß zu erfrischen. Dies geschah denn häufig über Maß, und es wurde ihm nicht selten schwer, Schritt und Haltung zu behaupten, wenn in Reih und Glied zur Tafel oder sonst wohin marschiert wurde.«

Dem steht mit geringer Einschränkung das Urteil Friedrich Abels, Schillers Lehrer an der Carlsschule, gegenüber, der auf die Vorwürfe angeblicher Ausschweifungen seines Schülers »mit Zuversicht sagen« konnte, dass Schiller »hierin nicht ganz, aber doch größtenteils Unrecht getan« worden sei. Und dann erklärt Abel dieses »nicht ganz«: »Zweimal oder dreimal geschah es nämlich, daß der junge, ohnerfahrene, zutrauensvolle, des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft zu viel trank; hauptsächlich geschah dieses einmal, als der General seines Regiments den Offizieren ein Essen gab, zu dem er auch eingeladen war, das aber so endete, daß er von dem Haus des Generals in sein Logis getragen werden mußte. Von diesem Tage an war die Sage, daß er sich zu betrinken pflege, allgemein.«

Diese Geschichte fällt bereits in Schillers Regimentsmedikus-Zeit. Sie dürfte tatsächlich eine Ausnahme gewesen sein. Denn damals ging es bei Schiller eher frugal zu, auch beim Trinken. Viel Geld hatte er nicht. Die mit Freunden selbst hergerichteten Abendmahlzeiten bestanden, nach dem Zeugnis des Freundes Georg Scharffenstein, meist aus einer Knackwurst und Kartoffelsalat. »Der Wein war freilich«, erinnert sich Scharffenstein, »ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibatzern aus dem Erlös seines Magazins« – gemeint ist das von Schiller mitherausgegebene »Wirttembergische Repertorium« – »überraschen konnte: da war die Welt unser«.

1785 genoss Schiller das Glück tiefer Freundschaft im Kreis um den Dresdner Juristen Christian Gottfried Körner. In Körners Gartenhaus in Loschwitz traf man sich in freundschaftlicher Runde. In späteren Lebensjahren erinnerte sich Minna Körner, damals noch die Verlobte Körners, an einen Septembertag in Loschwitz unter dem Nußbaum an unserem Frühstückstische saß, brachte er eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus; die Gläser klangen hell, aber Schiller stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit mir an, daß mein Glas in Stücke sprang. Der Rotwein floß über das zum ersten Mal aufgelegte Damasttuch zu meinem Schreck. Schiller rief: »Eine Libation [Trankopfer der alten Römer] für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus.« Körner und Doris folgten Schillers Beispiel; darauf nahm dieser die geleerten Gläser und warf sie, daß sie sämtlich in Stücke sprangen, über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: »Keine Trennung, keiner allein, sei uns ein gemeinsamer Untergang beschieden!« Er hielt meinen Schreckensruf über die unvertilgbaren Rotweinflecke im Tischtuche für einen Angstschrei wegen böser Vorbedeutung des zerbrochenen Glases.« Minna ging am Nachmittag in die Stadt und kaufte zinnerne Becher!

Diese Schilderung lässt sofort an das »Lied an die Freude« denken, zu dem Schiller 1785 durch den neuen Freundeskreis angeregt wurde und in dem man den enthusiastischen Dichter vom ersten Vers an mit dem Glas in der Hand feuerreden der Freude und der Freundschaft zujubeln hört:

Freude sprudelt in Pokalen,
 In der Traube goldnem Blut
 Trinken Sanftmut Kannibalen,
 Die Verzweiflung Heldenmut.
 Brüder, fliegt von euren Sitzen,
 Wenn der volle Römer kreist,
 Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
 Dieses Glas dem guten Geist.

Und als Echo antwortet der Chor:

Den der Sterne Wirbel loben,
 Den des Seraphs Hymne preist,
 Dieses Glas dem guten Geist
 Überm Sternenzelt dort oben!

Die von der Natur gegebenen Reben, der Saft der Trauben werden hier zum Symbol eines himmlischen Genusses, nicht einer irdischen oder fleischlichen Lust, denn: »Wollust ward dem Wurm gegeben« und »Groll und Rache sei vergessen, unserm Todfeind sei verziehn«.

»Der Schwabe regt sich mächtig in mir«, hatte Schiller dem Freund Körner geschrieben, ehe er Anfang August 1793 zu einer Reise in die Heimat aufbrach. Manche Reminiszenzen an die Jahre in der Carlsschule und beim Regiment in Stuttgart werden damals wach geworden sein und werden dabei auch etwas wieder vom einstigen jugendlichen Mutwillen und der Begeisterung in Schiller geweckt haben. Friedrich Wilhelm von Hoven, Schillers Freund seit der gemeinsamen Zeit in der herzoglichen Akademie und später Arzt in Ludwigsburg, hat einen solchen Moment während Schillers Aufenthalt in Schwaben festgehalten. Er schreibt in

seiner Autobiographie: »Gewöhnlich stiegen wir in der geistlichen Herberge, einem der besten damaligen Gasthöfe in Stuttgart ab und luden meistens unsere gemeinschaftlichen Freunde Haug und Petersen zu Tisch. Wir waren höchst vergnügt unter einander, nur ein einziges Mal nahm unser fröhliches Beisammensein ein unerfreuliches Ende. Schiller hatte sich vorgenommen, Petersen, der ein großer Liebhaber des Weins war, betrunken zu machen. Wir tranken ihm daher fleißig zu, wer aber betrunken wurde, war nicht Petersen, sondern Schiller, der zwar glücklicherweise frei von seinen Brustkrämpfen blieb, aber so ausgelassen lustig wurde, daß er sich auf den Tisch legte und sich darauf herumwälzte. So kamen wir spät am Abend zurück nach Ludwigsburg, und als ich ihn am andern Morgen an das Geschehene erinnerte, antwortete er lachend, er wisse es wohl, . . . es sei gut, daß dergleichen Absenzen nicht oft vorkommen.«

Ein letztes, etwas harmloseres Beispiel sei noch genannt. Der Kalender verzeichnet im November 1804 mehrere Besuche auf Bällen am Weimarer Hof, die aus Anlass der Ankunft der Erbprinzessin Maria Pawlowna gegeben wurden. Am 16. November hatte Schiller notiert: »Auf der Redoute gewesen«. Über diesen Abend, von dem dort zu später Stunde gehaltenen »Bacchanal« berichtete Heinrich Voß der Jüngere einem Freund ausführlich: »Da klopfte mir einer auf die Schulter; ich sah mich um und Schiller war's. Kommen Sie, sagte er, ich habe Sie schon gesucht, bestellen Sie Champagner, und ich denke, wir suchen uns ein Plätzchen aus, wo es gemütlich ist. Nun führte ich ihn an einen Tisch, wo Riemer, Stoll, Hain und der Schauspieler Becker saßen. Wir beide füllten nun die beiden übrigen Plätze aus, und auf der Stelle war der Tisch mit neun Champagnerflaschen, rotem und weißem, bepflanzt. . . . Da haben wir zusammen gegessen bis gegen drei Uhr, um unseren Trinkkönig herum, den herrlichen Schiller. Du glaubst nicht, und kannst es auch gar nicht begreifen, wie liebenswürdig, fröhlich, offenherzig der Mann war. Der Champagner setzte ihn grade in die Stimmung, in der er das Lied an die Freude muß gemacht haben. . . . Denke Dir, wir tranken unsere neun Flaschen richtig aus, schwelgten in Wonne. Um drei Uhr gingen wir zu Hause, und ich war Schillers, oder wenn Du willst, er mein Führer. Denn, als die kalte Luft uns anblies, hatten wir beide einen nötig.«

Diese liebenswürdige Schilderung des jungen Voß, der übrigens ein zuverlässiger Berichterstatter war, läßt an Verse Schillers im »Siegesfest« denken, trotz der dort anderen Situation:

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der betränten Hekuba:
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam fürs zerrißne Herz.

Denn solange die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle.

Doch zurück zu den zeitgenössischen Schilderungen. Solche Bacchanalien blieben in den Jenaer und Weimarer Jahren gewiss die Ausnahmen, und wir werden Goethes Aussage gegenüber Eckermann vertrauen dürfen, dass Schiller nie viel getrunken habe und er sehr mäßig gewesen sei – wenn er auch gelegentlich versucht habe, seine Kräfte »durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern«. In diesem Sinne darf man wohl auch Friedrich Schlegels Äußerung gegenüber dem Bruder August Wilhelm lesen, Schiller begeistere sich durch Weintrinken.

Zur Mäßigkeit zwang diesen allein schon die nicht ablassende Brustkrankheit, die ihn seit 1791 plagte. Überanstrengungen, Eskapaden musste er in zunehmendem Maße mit Krämpfen und Katarrhen büßen. So auch die erwählten Abende bei Hof oder ein Diner beim Prinzen Louis Ferdinand in Berlin, bei dem ihm zu einem guten Mahl auch einer seiner Lieblingsweine – Montranchet, ein weißer Burgunder – aufgetischt wurde.

Eine Ahnung von den Beschwerden mag eine Passage aus einem Brief des Dichters an Cotta vermitteln. Schiller hatte noch immer mit einem Katarrh zu kämpfen, als er am Tage vor Weihnachten seinem Verleger schrieb: »Von Bremen ist eine Kiste mit Porto und Malaga Wein an mich angekommen, woraus ich abermals Ihre liebe Sorgfalt für mich erkenne, werthester Freund. Auch scheint der Himmel einen eigenen Segen darauf zu legen, denn, nachdem ich schon seit meiner letzten Krankheit im Julius den Wein nur mit Widerwillen getrunken, obgleich meine Ärzte mir ihn verordneten und ich es mit allen möglichen Sorten, süßen und sauern, weißen und rothen, deutschen, französischen und spanischen umsonst versucht, so fange ich nun an, den rothen Porto Wein, den Sie mir geschickt, mit Vergnügen zu trinken.«

Werfen wir, die Weingewohnheiten Schillers nun ungefähr kennend, einen kurzen Blick auf die Dichtung. Es kann dabei nicht darum gehen, Erwähnungen des oder eines Weines, seiner Wirkung, seiner Bedeutung im Lebens- und Weltbild oder auch der mythischen Gestalt des Bacchus nachzuspüren; da müssten wir bei den »Räubern« beginnen. Der Blick soll hier nur auf ein paar Gedichte gehen, die das köstliche, festliche Getränk und den Freudenbringer Bacchus zum Thema haben.

Auf das Faktum, dass Schiller in einer Weinlandschaft geboren und aufgewachsen ist, weist schon der stolze Vierzeiler mit patriotischem Anklang in seiner »Anthologie auf das Jahr 1782«. Auf eine historisch falsche, dennoch reizvolle Volksethymologie bauend, fragt da Schiller:

Der Name Wirtemberg
Schreibt sich von Wirt am Berg.
Ein Wirtemberger ohne Wein,
Kann der ein Wirtemberger sein?

Wie Schubart ruft Schiller in seinen frühen Gedichten das Bild des Bacchus auf. 1781 schreibt er das Gedicht »Bacchus im Triller«; Triller ist eine Art Käfig, in dem Verurteilte gedreht wurden. In diesen satyrisch strafenden Versen mag noch das Strafergericht der Schubart'schen »Palinodie« nachklingen. Bacchus ist hier noch der Übeltäter, der

Manchen Kopf mit Dampf gefüllet,
Manchen klugen Kopf berülpet,
Manchen Magen umgestilpet . . .
Manchen Hut krumm aufgesetzt,

Manches Lamm in Wut gehetzt,
Bäume, Hecken, Häuser, Gassen,
Um uns Narren tanzen lassen.
Darum wird er auch getrillet . . .

Später jedoch, 1788 in den »Göttern Griechenlands«, wird der sieghaft von Indien kommende Gott des Weines nicht mehr angeklagt, sondern als Lust- und Freudenbringer gepriesen, wenn auch seine »goldne Spur« nur noch »in dem Feenland der Lieder« lebt, da ja die Natur längst entgöttert ist.

Das Evoe muntre Thyrusschwinger,
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer.
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wagen des Bewirters laden
Lustig zu dem Becher ein.

III.

Schaut man in die Musenalmanache, die Taschenbücher und Blütenlesen der Zeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, so begegnet man allenthalben Liedern und Gedichten zum Lob des Weines, vor allem des heimischen. So, wie die jungen schwäbischen Poeten Selbstbewusstsein an den Tag zu legen beginnen – nicht nur die Sachsen können dichten! –, so wird dieser vaterländisch-patriotische Geist auch zum Preis des heimatlichen Rebensaftes eingesetzt.

Das lehrt zum Beispiel ein Blick in Gotthold Friedrich Stäudlins »Schwäbischen Musenalmanach für's Jahr 1787«. Stäudlin, der spätere Entdecker Friedrich Hölderlins, nahm eben aus dem erwähnten patriotischen Selbstgefühl das »Neckarweinlied« von Karl Philipp Conz in seinen Almanach. Conz war Jugendgefährte von Schiller in Lorch gewesen und später einer der Repetenten Hölderlins im Tübinger Stift. Aus dem Lied hier einige Verse, die eine damals allgemeine Stimmung im Lande spiegeln:

Lobt immer den gehörnten Rhein
Und seine milden Gaben.
An diesen Ufern auch reift Wein,
Die Seele baß zu laben!
Gott Bacchus hat, als er die Welt
Durchzog, in deutschen Landen
An ihrer Ströme breitem Zelt
Verweilend auch gestanden.

Auch mit dem Neckar hat der Gott
Gar stattlich sich geletzet,
Die dürre Kehle hat der Gott
Aus seinem Strom genetzt.

Zum gastfreundlichen Danke ließ
Er mit des Segens Blicke
Ihm aus der Götter Paradies
Des Weins Geschenk zurücke.

Drum trinkt und laßt uns fröhlich sein,
Mag euch das Ausland höhnen!
Trinkt echten deutschen Schwabenwein,
So ziemts den Schwabensöhnen.

Auch Stäudlin selbst hat sich in diesem Sinne in einer idyllischen Dichtung »Die Verlobung« zu Wort gemeldet, von der eine Fortsetzung in diesen Almanach aufgenommen ist. Bei der Schilderung der Verlobungstafel kann er sich die Bemerkung nicht verkneifen: »Izt verdrängten die köstlichen Weine des Auslands, wie seine köstlichen Sitten die unsern, den Segen der schwäbischen Reben.« Stäudlin hat übrigens ebenfalls ein »Neckarweinlied« geschrieben, das nun aber aus wiedergewonnener Selbstsicherheit nicht nur ein »Schwaben-Wohl« ausruft, sondern zur Ehre deutscher Einfachheit und Freiheit mahnt:

Am Neckarstrand, da wachsen Evans Gaben!
Da wuchs der edle Wein,
Drum sitzt nun in der Runde, biedre Schwaben!
Des Weines euch zu freu'n!

Dann wird die, wie ihr Wein, unverfälschte Sitte der Schwaben gepriesen, ihr Biedersinn, der sie lieber klein und arm in freien Hütten bleiben ließ als groß in Sklaverei. Schließlich endet das Lied mit den Strophen:

Ja deutsche Einfachheit, deutsche Freiheit ehren,
Dies, Brüder, sei allein
Das Losungswort bei jubelvollen Chören
Und echtem Neckarwein.

Es ferne sich, wo unsre Becher kreisen,
Wer sie nicht kennt und ehrt!
Er ist nicht wert, ein Schwabensohn zu heißen,
Ist dieses Weins nicht wert.

IV.

Conz und Stäudlin leiten uns zu Friedrich Hölderlin. In Hölderlins Leben gibt es kaum eine Station, die nicht auch in irgendeiner Weise durch den Weinbau, und was mit ihm zusammenhängt, geprägt war: Lauffen, wo Hölderlin 1770 geboren wurde, war alter Weinort; Nürtingen wurde Hölderlins Kindheitsheimat, sein Stiefvater Johann Christian Gok eröffnete dort eine Weinhandlung; in Denkersdorf, unweit von Nürtingen, besuchte Hölderlin die niedere, in Maulbronn die höhere Klosterschule, ehe er 1788 in Tübingen das Stift bezog; selbst in Waltershausen im Grabfeld an der Grenze zum Thüringischen, wo Hölderlin seine erste Hauslehrerstelle hatte, wuchs und reifte im Schlossgarten derer von Kalb Wein;

Frankfurt und Homburg vor der Höhe, Arbeits- und Zufluchtsorte zwischen 1796 und 1800, waren von Weinlandschaften umgeben; Stuttgart war um 1800 noch mehr als heute die Stadt zwischen Wald und Reben; schließlich das ferne Bordeaux, kurzfristiger Aufenthaltsort mit wieder gescheitertem Versuch, sich als Hauslehrer zu bewähren; und zuletzt nochmals Tübingen: ein halbes Lebensalter, 1806 bis 1843, von der Welt abwesend im Turm am Neckar.

Anfang Juni 1788, kurz bevor er die Maulbronner Klosterschule verließ, um im Herbst dann ins Tübinger Stift einzutreten, reiste Friedrich Hölderlin mit einem Cousin in die Pfalz. Der Mutter gab er darüber genauen Bericht, auch meldete er minutiös seine Ausgaben, unter denen er Zechen in Bruchsal, Rheinhausen und Frankental aufführt. Einmal heißt es im Reisebericht, er habe den Abend in Speyer »bei einem Glas Bier noch sehr vergnügt« zugebracht. Aber es ist wohl die Vermutung erlaubt, dass Hölderlin gerade in diesem Landstrich auch dem Wein zugesprochen haben wird – dies gewiss beim Abstecher nach Heidelberg, wo er auch das Schloss besuchte und sich dessen berühmtestes Inventarstück anschaute: »Ich machte eine Wallfahrt zu dem berühmten Heidelberger Faß, dem Symbol so manchen Zechers, dem Bonmot so manchen Trinklieds. Es ist wirklich so groß, daß man oben ganz bequem herumtanzen kann. Es sind Schranken auf ihm, daß man ohne Gefahr darauf gehen kann. Aber das kann ich versichern, daß ein Fall von seiner Höhe mir ebenso unangenehm wäre als aus meinem Klosterfenster.«

Aus dem Tübinger Stift dann erfährt man 1791 in einem Klagbrief an die Mutter, Geld habe Hölderlin freilich keines, der vielen Ausgaben wegen, zu denen auch die für einen »Trunk Weins«, aber nur »alle Sonntage«, gehörten. Das mag vielleicht der »mäßige Rheinwein« gewesen sein, dem Hölderlin in Gesellschaft der schon genannten Stiftsfreunde Neuffer und Magenau gelegentlich zugesprochen hat. Für eine kurze Zeit versammelten sich die drei Freunde »Donnerstags bei einem Becher Weins oder Bier«, um sich ihre Gedichte vorzutragen und zu kritisieren. Von einer dieser geselligen Zusammenkünfte haben wir einen Bericht von Rudolf Magenau: »Eines solcher Gesellschaftchen verlegten wir an dem heitersten Tage in den Garten des Lamm-Wirtes. Ein niedliches Gartenhäuschen nahm uns auf und an Rheinwein gebrach es nicht. Wir sangen alle Lieder der Freude nach der Reihe durch. Auf die Bowle Punsch hatten wir Schillers Lied an die Freude aufgespart. Ich ging, sie zu holen. Neuffer war eingeschlafen, da ich zurückkam, und Hölderlin stand in der Ecke und rauchte.« Nachdem sich die drei am nahen Philosophenbrunnen, ihrem kastalischen Quell, gereinigt hatten – Hölderlin hatte gemeint, Schillers Lied dürfe kein Unreiner singen –, sangen sie. Magenau dazu weiter: »Bei der Strophe ›dieses Glas dem guten Geist‹ traten helle klare Tränen in Hölderlins Auge, voll Glut hob er den Becher zum Fenster hinaus gen Himmel und brüllte ›dieses Glas dem guten Geist‹ ins Freie, daß das ganze Neckartal widerscholl. Wie waren wir so selig!«

Dazu korrespondiert Neuffers »Elegie an Magenau«, in der dieser zwei Jahre nach dem Abgang vom Stift des Freundschaftsbundes gedenkt:

Sorgsam nähreten wir den schöpferischen Funken der Dichtkunst,
Und genossen durch sie zweifach der Freundschaft Beruf;
Lasen beim unentheiligten Kelch der Suevischen Traube
Nüchtern und unberauscht unsre Lieder uns vor.

Nüchtern und unberauscht – so mag es bei Hölderlin die Jahre über weitergegan-

gen sein, allein schon, weil er immer wenig Geld im Beutel hatte. Der Hauslehrer- oder Hofmeisterposten brachte nicht viel ein. Kaum erfahren wir etwas über die Trinkgewohnheiten in den folgenden Jahren. So sei der Sprung über mehr als eine Dekade erlaubt.

Geistig zerrüttet, ein Bild des Jammers, war Hölderlin im Sommer 1802 von Bordeaux in die Heimat zurückgekehrt. Im Herbst 1806 musste man ihn in das Autenrieth'sche Klinikum in Tübingen einliefern. 231 Tage behielt man dort den Gemütskranken. Im Rezeptbuch der Klinik kann man nachlesen, dass Hölderlin am 18. September 1806 »ein Schoppen Wein auf zwei Tage« verschrieben wurde. Das wird sich wiederholt haben, auch wenn im Rezeptbuch nichts vermerkt ist. Seinen Schoppen Wein bekam Hölderlin dann auch im Turm beim Schreinermeister Zimmer fast täglich. In einer Kostenabrechnung für 81 Tage, die der Schreiner 1812 Hölderlins Mutter schickte, sind 69 Schoppen mit 6 Gulden 54 Kreuzer berechnet. Auch in späteren Rechnungen werden fast regelmäßig sechs Gulden für Wein aufgeführt, ohne dass die Menge genannt wird.

Zwischen diesen Polen – Studentendasein und Krankenexistenz, beides in Tübingen – entstehen die Dichtungen, die die Heimat auch als Land des Weines besingen, in Bacchus mehr und Tieferes sehen als Schubart und Schiller und nach ihm Eduard Mörike. Die Erfahrung der heimatlichen Landschaft, aber auch der rheinischen während der Reise 1788 erscheint in immer neuer Gestalt in den Gedichten. Das folgende Bild in der Elegie »Der Wanderer« ist Reminiszenz aus den Jahren des Aufenthalts in Frankfurt:

Seliges Tal des Rheins! kein Hügel ist ohne den Weinstock,
Und mit der Traube Laub Mauer und Garten bekränzt,
Und des heiligen Tranks sind voll im Strome die Schiffe,
Städ' und Inseln, die sind trunken von Weinen und Obst.
Aber lächelnd und ernst ruht droben der Alte, der Taunus.

Im Sommer und Herbst 1800 hatte Hölderlin glückliche Wochen im Kreis von Freunden in Stuttgart. Damals entstanden einige der schönsten Elegien. Zu ihnen zählt die einem Freund aus der Frankfurter Zeit gewidmete Elegie »Stuttgart«. In einer vom Regen erfrischten Natur sieht Hölderlin die Hinauswandernden mit dem Thyrsos-Stab des Bacchus in Hand; Menschliches erhält den Nimbus des Göttlichen:

Aber die Wanderer auch sind wohlgeleitet und haben
Kränze genug und Gesang, haben den heiligen Stab,
Vollgeschmückt mit Trauben und Laub, bei sich . . .

Bacchus, der gemeinsame Gott, kränzt den Feiernden umsäuselnd das Haar. »Und den eigenen Sinn schmelzet, wie Perlen, der Wein.« Und dann wird die Stadt selbst zur Dienerin des Göttlichen, zur Priesterin und Fürstin:

. . . mit heiligem Laub umkränzt erhebet die Stadt schon,
Die gepriesene, dort leuchtend ihr priesterlich Haupt.
Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die Tanne
Hoch in die seligen purpurnen Wolken empor.

Damals entstand auch in Christian Landauers Haus in Stuttgart, wo Hölderlin den Kindern Unterricht gab, die Ode »Das Ahnenbild«. Sie ist auf Landauers

Hauswesen bezogen, wird aber darüber hinaus für Hölderlin zum Sinnbild allen häuslichen Wesens – so lautete ursprünglich auch der Titel des Gedichts. Zu dem, was der Ahnherr hoffnungsvoll einst pflanzte, gehörten auch die Reben, und ihr Wein macht das nächtliche Mahl erst zum Fest:

Und am Hügel hinab, wo du den sonnigen
Boden ihnen gebaut, neigen und schwingen sich
Deine freudigen Reben,
Trunken, purpurner Trauben voll.

Aber unten im Haus ruhet, besorgt von dir,
Der gekelterte Wein. Teuer ist der dem Sohn,
Und er sparet zum Fest das
Alte, lautere Feuer sich.

Dann beim nächtlichen Mahl, wenn er, in Lust und Ernst,
Von Vergangenen viel, vieles von Künftigem
Mit den Freunden gesprochen,
Und der letzte Gesang noch hallt,

Hält er höher den Kelch, siehet dein Bild und spricht:
Deiner denken wir nun . . .

Und es tönen zum Dank hell die Kristalle dir;
Und die Mutter, sie reicht, heute zum erstenmal,
Daß es wisse vom Feste,
Auch dem Kinde von deinem Trank.

Und eben diesem Weinberg der Landauers, der mit jedem anderen an den Neckar-
ufern ausgetauscht werden kann – und das erhebt das Gedicht über jede Gelegen-
heitspoesie –, sind die letzten Verse einer unvollendet gebliebenen Elegie gewid-
met. Sie war Landauer zgedacht und von Hölderlin mit dem Titel »Der Gang
aufs Land« versehen:

Aber schön ist der Ort, wenn in Feiertagen des Frühlings
Aufgegangen das Tal, wenn mit dem Neckar herab
Weiden grünend und Wald und all die grünenden Bäume
Zahllos blühend weiß wallen in wiegender Luft,
Aber, mit Wölkchen bedeckt, an Bergen herunter der Weinstock
Dämmert und wächst und erwärmt unter dem sonnigen Duft.

Welches Gedicht könnte einen herrlichen Frühlingstag schöner und eindrucksvol-
ler besingen als diese Verse!

Auf eines muss noch hingewiesen werden, ohne dass es hier näher ausgeführt
werden könnte: Immer wird die heimatliche Weinlandschaft auch mit den griechi-
schen Inseln, »die mit Wein bekränzt«, zusammen gesehen, und das ist es, was
Hölderlin vom »heiligen Laub«, vom »heiligen Trank« sprechen lässt. Nur ein
Beispiel sei gegeben. Es sind Verse aus dem Gedicht »Die Wanderung«:

O Land des Homer!
Am purpurnen Kirschbaum, oder wenn,

Von dir gesandt, im Weinberg mir
Die jungen Pfirsiche grünen . . .
Gedenk' ich, o Ionia, dein!

Doch auch hier dürfen wir, wollen wir Hölderlins Dichtung gerecht werden, nicht stehen bleiben. Wenn Hölderlin, wie zuvor schon Schubart und Schiller, in der Ode »Dichterberuf« das Bild des allerobernden Bacchus zum Vergleich mit der Aufgabe des Dichters gebraucht, so lotet er tiefer als seine Vorgänger:

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heiligem
Wein vom Schlafe die Völker weckend.

Das ist die Eingangstrophe der Ode. Wieder ist vom »heiligen Wein« die Rede. Bacchus als Gott ist Dionysos, ist der Evier; und dieser ist für Hölderlin – ständiges Problem seines Nachdenkens – der Bruder von Christus. Der »Patmos«-Gesang (Patmos, die Insel des Johannes) schafft diese Verbindung:

Da, beim Geheimnisse des Weinstocks, sie
Zusammensaßen, zu der Stunde des Gastmahls,
Und in der großen Seele ruhig ahnend den Tod
Aussprach der Herr . . .

Das Abendmahl, Wein und Brot: Immer schwingen sie mit, wenn Hölderlin, durch die Schule der christlichen Theologie gegangen, vom heiligen Wein, vom Gott des Weines spricht. Antike Götterwelt und Christus: beidem zugetan mit ganzer Seele. Nirgends ist der fast verzweifelte Versuch, beide Welten zusammenzubringen, einprägsamer in Worte gefasst als in dem Fragment gebliebenen vaterländischen Gesang »Der Einzige«, der wohl Bruchstück bleiben musste – Hölderlins Tragik –, weil diese Welten am Ende nicht zu vereinen waren. Das verraten die verschiedenen Fassungen der Dichtung, in deren erster es gegen Schluss heißt:

Ich weiß es aber, eigene Schuld
Ist's! Denn zu sehr,
O Christus! häng ich an dir,
Wiewohl Herakles' Bruder.
Und kühn bekenn ich, du
Bist Bruder auch des Eviars, der
An den Wagen spannte
Die Tiger und, hinab
Bis an den Indus
Gebietend freudigen Dienst,
Den Weinberg stiftet' und
Den Grimm bezähmte der Völker.

Ganz anders klingt es bei Eduard Mörike:

Wie der Menschen, so der Götter
Liebster Liebling heißest du:
Selber Zeus rief seinem Retter
Herzliches Willkommen zu;

Dumpf ist des Olympus Dröhnen,
Aber wie melodisch Gold
Muß sein starres Erz ertönen,
Wenn dein Thyrsus auf ihm rollt.

Hier werden wir nicht Zeugen einer existentiellen Auseinandersetzung wie bei Hölderlin. Aber hier geht es ja um das Fest des Weingottes: »Das Bacchusfest« hieß das Gedicht zunächst, aus dem die Verse stammen. Später gab Mörike ihm den Titel »Die Herbstfeier«.

Doch hier beginnt ein neues Kapitel, das abzuhandeln es eines weiteren Vortrags bedürfte. Denn mit Mörike treten wir nicht nur in die Dichtung der Schwäbischen Romantik, sondern schon weit über sie hinaus ins 19. Jahrhundert ein. Wer wäre hier nicht alles vorzustellen: Justinus Kerner mit seinem gastfreien Haus in Weinsberg, Uhland, Gustav Schwab, der Graf Alexander, Wilhelm Hauff mit seinen »Phantasien im Bremer Ratskeller«, Hermann Kurz und viele andere mehr.